

da sicherlich mit starken kleinräumigen Unterschieden gerechnet werden muß (vgl. U. GROSS, *Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb*. Forsch. u. Ber. Arch. Mittelalter Bad.-Württ. 12 [Stuttgart 1991] 144). Hier darf, ebenso wie bei dem Endprodukt, die Rolle von Töpfertraditionen nicht unterschätzt werden, die, um nur ein Beispiel anzuführen, in Gebieten mit römischem Erbe ganz anders gewesen sind als in der ehemaligen *Germania libera*. Zudem ist bei dem heutigen Kenntnisstand nicht bekannt, ob nicht auch andere Faktoren bei der Wahl des Ofens eine Rolle gespielt haben. Zu denken ist hier z. B. an Standortbedingungen, es mag aber auch sein, daß das Produkt den Ofen bestimmt. Zur Frage der erhöhten Produktivität des liegenden Ofentyps ist zu erwähnen, daß der stehende Ofen immerhin ausreichte, die römische Welt mit Töpferwaren zu versorgen. Zudem ist es viel zu pauschal, eine Vergrößerung der Brennöfen als Ausdruck einer Produktionssteigerung zu interpretieren. Hier spielt neben vielem anderen die Brennhaftigkeit eine Rolle, die wiederum von einer Vielzahl anderer Gegebenheiten abhängt (Dauer der Vorarbeiten vor dem Brand, abhängig u. a. von Holz- und Tonversorgung, der Haltbarkeit der Töpferöfen, der Größe des Betriebes, weitere Faktoren: Wetterverhältnisse, Angebot und Nachfrage etc.). Zur Klärung dieser Fragen bedarf es kleinräumiger Untersuchungen, bevor überregionale Ansätze lohnend erscheinen.

Ähnliche methodische Bedenken sind u. a. auch bei der Untersuchung des Verhältnisses von Bevölkerungszahl und Anzahl der Töpfer anzuführen (S. 84 ff.). Die Beispiele aus Nürnberg, Wien, Basel, Konstanz, Zwickau und Regensburg sind nur sehr bedingt dazu geeignet, Rückschlüsse auf Winterthur zuzulassen. Um zuverlässige Vergleichszahlen zu erhalten, wieviele Einwohner ein Töpfer versorgt hat, hätte zunächst die jeweilige Keramikversorgung der Stadt und ihres Umlandes geklärt werden müssen (vgl. beispielhaft U. GROSS, Töpfereien und ihr Absatzgebiet. In: *Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch*. Stadt um 1300 [Stuttgart 1992] 397–400). Auf sehr viel sichererem Boden bewegt sich Verf. dann bei der Diskussion des nordschweizerischen Raumes. Hier ist ihm sicherlich zuzustimmen, daß in den Kleinstädten dieser Region Töpfer nicht zu den dauernd anwesenden Handwerkern gehörten. Den schriftlichen Quellen ließ sich allerdings nicht entnehmen, wie die Keramikversorgung im einzelnen gedeckt worden ist. Dies in Erfahrung zu bringen, wird Aufgabe zukünftiger archäologischer Untersuchungen sein.

Der zweite Beitrag spiegelt das zunehmende Engagement der Archäologie für nachmittelalterliche Perioden. Im Jahre 1990 wurde auf der Liegenschaft Oberer Graben 28 ein Töpferofen aus dem 19. Jahrhundert entdeckt. Da sich nur der hintere Teil des Ofens erhalten hat, ist keine Rekonstruktion möglich, es gelang aber, vier Benutzungsphasen zu unterscheiden. Des weiteren fanden sich mehrere Gruben zur Tonaufbereitung und Tonlagerung, die wertvolle Rückschlüsse auf Arbeitsvorgänge zulassen. Vom Fundgut sind Ofenkacheln und Brennhilfen zu erwähnen. Die in Fayence-Technik gefertigten, mit Ausnahme einiger Zierelemente meist einfachen Formen werden nur beispielhaft im Katalogteil dokumentiert, größerer Wert wird auf die Vorlage der Brennhilfen gelegt. Diese sind meist Tonbatzen oder Tonwürmchen, nur selten finden sich aufwendiger hergestellte Stücke, die spezifisch zum Aufstellen von Blattröfen gedient haben. Wie schon in Teil I werden anschließend die hier reicher fließenden Archivalien zur Geschichte der auf dieser Liegenschaft nacheinander ansässigen zwei Hafnerfamilien befragt.

Es bleibt zu hoffen, daß die in beiden Teilen vorliegende solide Materialvorlage Impulse und Anregungen für die Keramik- und Hafnerforschung dieser und angrenzender Regionen geben wird.

#### *Anschrift des Verfassers*

Dr. RALPH RÖBER, Archäologisches Landesmuseum  
Benediktinerplatz 5  
78467 Konstanz-Petershausen

*Zisterzienserbauten in der Schweiz*. Neue Forschungsergebnisse zur Archäologie und Kunstgeschichte. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich Bd. 10/1–2. Verlag Habelt, Zürich 1990. Bd. 1 Frauenklöster: 349 Seiten mit 379 Abbildungen; Bd. 2 Männerklöster: 201 Seiten mit 232 Abbildungen. Preis DM 188,20.

Die beiden Bände, die anlässlich des Bernhardsjahres 1990 erschienen sind und wesentlich auf die Initiative von H. R. SENNHAUSER zurückgehen, umfassen eine Sammlung von Beiträgen zur Baugeschichte von Männer- und Frauenzisterzen in der Schweiz. Die beiden Bereiche weisen jedoch eine sehr unterschiedliche

Struktur und Gewichtung auf, so daß es sich anbietet, sie getrennt zu besprechen. Zunächst sollen aber einige grundlegende Angaben über den Orden der Zisterzienser in der Schweiz vorangeschickt werden. Im Mittelalter hat es in der Schweiz 28 Gründungen von Zisterzienser-Klöstern gegeben, die sich jedoch sehr ungleichmäßig auf die Geschlechter verteilen, da 20 Frauenklöstern nur acht Männerklöster gegenüberstehen. Die Niederlassungen der männlichen Zisterzienser beginnen in der Regel früher: Sie sind mit einer Ausnahme im 12. Jahrhundert gegründet worden, während die Gründungen der Zisterzienserinnen erst im 13. Jahrhundert einsetzen und dort auch ihre Hochblüte haben. Ebenso unterschiedlich wie die Zeit der Gründung ist auch die Forschungslage und die Bedeutung, die den Kirchbauten bislang zugemessen wurde. Die Sakralbauten der Zisterzienser haben in der Literatur ihren festen Platz gefunden, während den meisten Frauenklöstern bislang nicht die ihnen zustehende Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

In dem Band über die Bauten der Zisterzienserinnen wird der Forschungsstand der einzelnen Klöster, in den vielfach neue Ergebnisse eingeflossen sind, dargestellt. Die einzelnen Beiträge sind in der Regel recht kurz gehalten. Nur Feldbach, Olsberg, Steinen/Au und Wurmsbach sind längere Abhandlungen gewidmet. Drei Beiträgen sind kurze Anhänge beigegeben. Es handelt sich neben einem Exkurs zu den gotischen Steinhauerarbeiten des 14. Jahrhunderts in Kloster Olsberg um zwei Abdrucke von schriftlichen Quellen zu wichtigen Bauphasen. Für das Kloster Eschenbach sind dies Auszüge aus der Klosterchronik, die von dem Neubau der Kirche 1625/27 berichten, für Tänikon der Baumeistervertrag von dem Umbau der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Der alphabetischen Abhandlung der Klöster vorangestellt ist eine 46 Seiten umfassende Zusammenschau aus der Feder von H. R. SENNHAUSER, der auch einen Großteil der Beiträge verfaßt hat. In dieser greift er weit über eine rein baugeschichtliche Betrachtung hinaus, indem er auch religions- und ordenshistorische Aspekte miteinbezieht. Seine äußerst anregende Studie ist in acht Teile gegliedert. Zuerst behandelt er ausgehend von den Ordensregeln die Raumaufteilung einer Zisterzienserkirche in Altarhaus, Chor, Retrochor und Konversenchor. Er kommt dabei zu dem interessanten Ergebnis, daß vielleicht mit Ausnahme der ersten Kirchen in Olsberg und Wurmsbach diese Raumabschnitte ebenerdig hintereinander angeordnet sind. Dies ist ein deutlicher Unterschied zu den deutschen Zisterzienserinnenkirchen, wo sich der Nonnenchor in der Regel auf einer Empore befindet (E. COESTER, Die Cistercienserkirchen des 12. bis 14. Jahrhunderts. In: A. SCHNEIDER u. a. [Hrsg.], Die Cistercienser<sup>3</sup> [Köln 1986] 358 f.). In der Schweiz kommen Emporeneinbauten dagegen erst in der frühen Neuzeit auf.

Nach Ausführungen zu „Altäre und Altaranordnung“ beschäftigt sich SENNHAUSER dann mit der Raumschale der Kirchen, also mit Wänden, Fenstern, Decken und Böden. Die Decken besaßen kein steinernes Gewölbe, üblich sind flache Holzdecken, gelegentlich wohl auch gebrochene Holzdecken oder Tonnen. Die Böden weisen ein Mörtelbett auf, das später mehrfach durch Bodenfliesen ersetzt wird. Anschließend geht es noch einmal um die Raumaufteilung (Die „Kirche in der Kirche“), bevor die Bautypen untersucht werden. Eine Verbreitungskarte (Abb. 18) der Gründungsbauten zeigt deutlich, daß in der Nord- und Ostschweiz nur einschiffige Bauten auf Rechteckgrundriß vorkommen, während es in der Westschweiz zwei Beispiele (La Fille-Dieu, La Maigrauge) für dreischiffige Kirchen gibt, die an westliche Typen anschließen. Dies widerspricht deutlich älteren Auffassungen, nach der die Schweiz zu einem Gebiet gehören soll, in dem sich basilikale Formen ohne Querschiff häufen (COESTER a. a. O. 344.).

Abschließend wird mit den Kapiteln „Zur Klosteranlage“, „Zu den Konversen-Räumen“, „Conversi und Conversa“ und „Klostermauer“ auf Klosteranlage und Klostergebäude eingegangen. Die Ausführungen müssen hier oberflächlich bleiben, weil sich einerseits der ursprüngliche Baubestand im Gegensatz zu den Klosterkirchen nicht erhalten hat und andererseits umfangreiche archäologisch-bauhistorische Untersuchungen fehlen.

Der Beitrag von SENNHAUSER enthält eine Fülle von Informationen, die hier nicht sinnvoll zusammengefaßt oder wiedergegeben werden können. Es muß aber betont werden, daß der Beitrag nicht als Ergebnisteil, sondern eher als Forschungsskizze zu verstehen ist, deren Folgerungen und Thesen vielfach durch weitere Fakten erhärtet werden müssen. Dies soll an einem Beispiel erläutert werden. Die verschiedenen Bautypen aus der Gründungszeit der Klöster mit einer starken Dominanz von Saalkirchen scheinen anhand der Abb. 18 und 27 klar ablesbar. Beim Betrachten dieser Abbildungen muß aber berücksichtigt werden, daß dort durchaus Grundrisse vorkommen, deren Datierung in die Zeit der Gründung fraglich ist. So sind von den 14 dargestellten Kirchen sieben (Engenthal, Fraubrunnen, Kalchrain, Magdenau, La Maigrauge, Rathausen, Tänikon) letztendlich nicht gesichert, sondern nur aufgrund spärlicher, vielfach kaum datierbarer Baubefunde rekonstruiert oder anhand späterer Quellen erschlossen. Dieser Tatsache ist sich auch der Autor bewußt, der vor einem endgültigen Ergebnis „kritische, regionale Bearbeitungen auf archäologisch-kunsthistorischer Basis“ (S. 49) fordert.

Band 2, der die Männerklöster behandelt, ist weniger systematisch aufgebaut. Im Gegensatz zum ersten Band umfaßt er eine Sammlung von „Materialien, Studien und Miszellen“ (S. 7), die auch keine Zusammenschau erfahren. Von den acht Zisterzienserklöstern der Schweiz sind mit Ausnahme von Hautcrêt, von

welchem nicht einmal die genaue Lage bekannt ist, alle anderen mit einem oder mehreren Beiträgen berücksichtigt. Auf neueren, relativ umfangreichen archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen basieren die Beiträge von P. EGGENBERGER und J. SAROTT über Bonmont, von J. SCHWEIZER über Frienisberg, von P. EGGENBERGER und W. STÖCKLI über Montheron und von J. GOLL über St. Urban. Auf kleinere Untersuchungen sowie eine frühneuzeitliche Beschreibung des Klosters gründet sich die Abhandlung von H. R. SENNHAUSER über das Kloster Kappel.

Bauhistorische Forschungen bilden die Grundlage für die Beiträge von G. GERMANN über die architekturgeschichtliche Einordnung der im Verhältnis zum Mittelschiff niedrigen Querarme von Bonmont (kurze Zusammenfassung eines bereits publizierten Aufsatzes, S. 40, Anm. 1), von P. HOEGGER über die Baugeschichte der Ostteile des Klosters Wettingen im 13. Jahrhundert und von SENNHAUSER über das „Cellarium“ desselben Klosters. Ergänzt werden diese Beiträge durch eine Dokumentation von bildlichen Darstellungen des 17.–20. Jahrhunderts des Zisterzienserklosters Altenryf/Hauterive von H. SCHÖPFER und einen Beitrag von SENNHAUSER zu Neubau-Projekten im Kloster Wettingen des 18. Jahrhunderts. Aufgrund der Forschungsrichtung des Rez. wird hier vor allem auf die Erkenntnisse zu den mittelalterlichen Bauten eingegangen werden.

Die Beiträge von P. EGGENBERGER/J. SAROTT und P. EGGENBERGER/W. STÖCKLI über Bonmont und Montheron liegen mit weitgehend ähnlicher Aussage bereits publiziert vor (P. EGGENBERGER/J. SAROTT, *La construction de l'ancienne abbaye cistercienne de Bonmont. Les résultats des investigations archéologiques de 1973 à 1988* [Chéserey 1988]; P. EGGENBERGER/W. STÖCKLI, *L'ancienne abbaye cistercienne de Montheron. Revue hist. vaudoise 1977, 7–23*). Da die Untersuchungen zur Zisterze Montheron überregional gesehen nicht leicht zugänglich veröffentlicht sind, sollen sie kurz vorgestellt werden. Bei archäologischen Untersuchungen 1975–1976 ist die nur noch untertägig erhaltene Klosteranlage durch verschiedene Sondagen erschlossen worden. Eine Analyse des ergrabenen Mauerwerks zeigt vier Entwicklungsphasen: 1. die Gebäude im östlichen Klosterflügel, 2. die Kirche, 3. der Kreuzgang, 4. die Süd- und Westflügel. Die älteste aufgefundene Kirche ist dreischiffig mit einem für die Schweiz einzigartigen fünfapsidalen Ostabschluß, der aber Parallelen in Zisterzienserkirchen in Süd- und Südwestfrankreich kennt. Die Konventbauten betreffend lassen sich Aussagen vor allem zum Ostflügel treffen, wo Sakristei, Bibliothek, Kapitelsaal und ein großer als Arbeitsraum der Mönche interpretierter Saal nachgewiesen sind. Zum Süd- und Westflügel liegen wegen der ausschnitthaften Untersuchungen wenig Erkenntnisse vor. Der Kapitelsaal ist später verkleinert und um eine östliche Kapelle ergänzt worden. Dieser Grabungsschnitt (Teil des Ostflügels mit südlichem Querschiff) ist auch durch einen Grabungsplan dokumentiert, bei dem leider die Befundhöhen nicht eingetragen sind. Im Kreuzhof wird aufgrund einer Zuleitung (in Abb. 2 und 11 nicht vermerkt) ein Brunnen vermutet, im westlichen, östlichen und südlichen Kreuzgang konnten insgesamt 21 Bestattungen freigelegt werden. Der eigentliche Mönchsfriedhof befand sich aber östlich des Klosters.

Das Kloster Frienisberg, dessen baulicher Niedergang mit dem weitgehenden Abriß der Kirche 1534 begann und bislang mit den Sanierungsarbeiten in den Jahren zwischen 1952 und 1977 endet (S. 42 ff.), wird von J. SCHWEIZER behandelt. Es ist eine ausführlichere Darstellung der bereits im Kunstführer durch die Schweiz, Bd. 3 (Wabern 1982) S. 351 f. veröffentlichten Ergebnisse (teilweise leicht abweichend, so Errichtung des Glockenturmes in der älteren Publikation 1573, jetzt Mitte 15. Jh.). Von der hochmittelalterlichen Kirche sind nur noch das südliche Querhaus mit zwei Kapellen, Teile der südlichen Seitenschiffmauer sowie die südliche Wand des Mittelschiffs und die Westwand erhalten geblieben. Eine Analyse der baulichen Reste, von Bauplänen und Zeichnungen läßt die Rekonstruktion einer dreischiffigen flachgedeckten Basilika mit östlichem Querhaus zu. An der Ostseite der Querhäuser befinden sich je zwei Kapellen, die ebenso wie der Chor gerade geschlossen sind. Sanktuarium, Querhäuser und Kapellen waren von Spitztonnen überwölbt. Später ist eine Vorhalle im Westen angefügt worden (auf Abb. 12, S. 51, jedoch zum Gründungsbau gerechnet). Das Durchschießen des Mittelschiffs bis zum Triumphbogen sowie die angeschobenen Querschiffe verbinden Frienisberg mit anderen Zisterzienserbauten der Westschweiz wie Bonmont und Hauterive, das Langhaus knüpft dagegen eher an süddeutsch-alemannische Traditionen an. Die Befundlage zu den Konventbauten ist etwas erfreulicher, da diese nie abgebrochen wurden, sondern nur zahlreiche Umbauten erfahren haben. Im Ostflügel waren neben Sakristei, Armarium und Kapitelsaal ein großer, als Arbeitsraum der Mönche interpretierter Saal vorhanden, über dem sich das Dormitorium befand. An seinem Südende liegen zwei schmale schiefwinklig anschließende Räume, die als Latrinen angesprochen werden. Ihr winkliger Anschluß ist nach Meinung des Rez. wahrscheinlich auf die Integration eines Baches zurückzuführen. Der Südflügel beherbergte neben dem Refektorium einen Wärmerraum und die Küche, der Westflügel war den Konversen vorbehalten.

Eine Übersicht über den Stand der Forschungen zum mittelalterlichen Kloster Kappel legt SENNHAUSER vor, bei dem die Restaurierungen der Jahre 1980–1983, die archäologischen Untersuchungen 1979 und 1981 und die für den spätmittelalterlichen Bestand des Klosters wichtigen Beschreibungen des Heinrich Bullinger von 1526 (als Anhang in lateinischem Original und deutscher Übersetzung abgedruckt) zusam-

mengetragen und interpretiert werden. Aus der Vielzahl der Informationen seien einige subjektiv hervor-gehoben: Ein Vorgänger der bislang bekannten Kirche (Bau II) hat sich nicht fassen lassen. Da Sakristei und Armarium früher als diese Kirche anzusetzen sind, vermutet SENNHAUSER den Vorgänger unter diesem Bau. In diesem Beitrag läßt sich besonders deutlich spüren, wie wichtig und aussage-reich eine umfassende fach-männisch durchgeführte Untersuchung der Kirche bei der Restaurierung in den fünfziger Jahren gewesen wäre (S. 117, Anm. 3 u. 21). In detektivischer Kleinarbeit gelingt es Verf. anschließend nachzuweisen, daß sich in den vielfach veränderten und umgebauten Konventbauten noch in größerem Umfang alte Bausub-stanz erhalten hat. Demnach gehen Süd- und Ostflügel noch bis in das 13. Jahrhundert zurück, während der Westflügel ein Neubau des 14. Jahrhunderts ist. Zum mittelalterlichen Kloster gehören ebenfalls noch die „Helferei“, wohl die Wohnung des Großkellners, im Südwesten der Anlage und das „Amtshaus“ im Osten, dessen Kernbau wohl als Infirmatorium gebaut worden ist. Bei der Ausstattung der Klosteranlage ist noch auf die bereits vorgelegten verschiedenen Heizungssysteme unter dem Calefactorium zu verweisen (W. DRACK, Überreste der Calefactorium-Heizung im ehemaligen Zisterzienserkloster Kappel am Albis [Kanton Zürich]. Zeitschr. Schweiz. Arch. u. Kunstgesch. 41, 1984, 10–21).

Neu sind die Forschungen zum Kloster St. Urban, die von J. GOLL in einem ersten knappen Vorbericht vorgelegt werden. Bei den Untersuchungen der Jahre 1981–1983 sind die südliche Hälfte der Kirche, der Kreuzgang mit dem Brunnenhaus und Teile des Ostflügels ergraben worden. Den Ausgrabungsergebnissen vorangestellt ist ein wertender Katalog der bildlichen Darstellungen des Klosters. Die Kirche, die wegen Unterschieden im Baumaterial wohl in zwei Etappen bis 1259 fertiggestellt worden ist, läßt sich nach den Untersuchungen als dreischiffige Basilika mit Querschiff, rechteckigem Sanktuarium und vier Chorkapellen am Querschiff rekonstruieren. Die Kirche war wahrscheinlich vollständig eingewölbt. Im Ostflügel konnten Sakristei und Armarium, die Treppe zum Dormitorium sowie der Kapitelsaal mit mehreren Abtsbestattungen nachgewiesen werden. Weitere Bestattungen fanden sich im nördlichen Kreuzgang. Wie üblich war an den südlichen Kreuzgang ein Brunnenhaus angelehnt. Von quadratischem Grundriß ersetzte es eine einfache Sickergrube, das Wasser wurde von einem Backsteinkanal herangeführt. Die Fundamente des Kreuzganges sind später verstärkt worden, wahrscheinlich um ein neu hinzugefügtes Obergeschoß tragen zu können. In dem Vorbericht werden viele interessante Sachverhalte angerissen, der Leser wird sich auf eine ausführliche Darstellung, die im Rahmen einer Dissertation geplant ist (S. 141), freuen dürfen.

In einem der drei Beiträge zum Kloster Wettingen untersucht P. HOEGGER, basierend auf Inventarisierungsarbeiten der Jahre 1980–1982, die baugeschichtliche Entwicklung der Ostteile der Klosterkirche im 13. Jahrhundert. Er kann vier Phasen unterscheiden, die durch mehrere Veränderungen des Bauplans gekennzeichnet sind und die letztendlich nach geplanter, aber nicht durchgeführtem Gewölbeeinbau erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts zu einer Einwölbung nun in Anlehnung an die oberheinische Bettelordensarchitektur führt. In dem Beitrag von SENNHAUSER gibt eine aus der Barockzeit überlieferte Notiz von der Auffindung einer Türschwelle mit der Jahreszahl 1252 den Anlaß, über die Gebäudeunterteilung des Wettinger Konversenflügels zu spekulieren. Abbildungen des 18. Jahrhunderts und schriftliche Quellen des Nachmittelalters lassen eine Untergliederung in Cellarium, Ern und Konversenhaus zu.

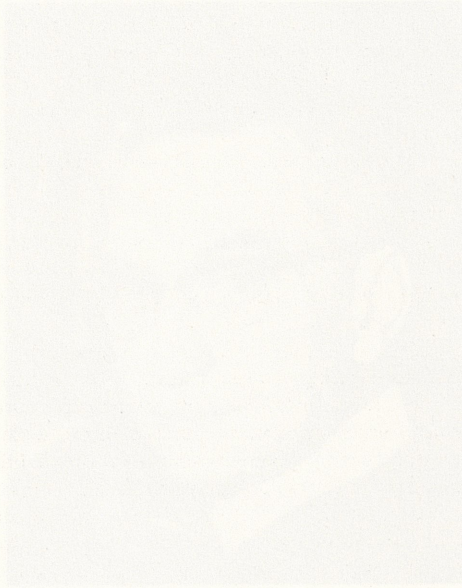
Nach dem Erscheinen der *Helvetica Sacra* Bd. 3, 1–2 im Jahre 1982 liegt nun auch ein Standardwerk über die Bauten der Zisterzienser vor, das bei Arbeiten nicht nur über Zisterzienserklöster in der Schweiz, sondern in ganz Europa immer wieder wertvolle Dienste leisten wird. Aufbauend auf allen Quellengattungen (archäologisch, historisch, kunst-/bauhistorisch) gibt es sehr gut den jüngsten Stand der Forschung wieder, der im Vergleich zu anderen Ländern als überaus positiv bewertet werden muß. Die Bände zeigen aber auch, welche Fülle von Arbeiten noch zu tun bleibt. Es gilt, die Vorberichte, als welche fast alle archäologisch/bauhistorischen Beiträge zu bezeichnen sind, und in welchen die Befundpläne in der Regel durch Rekonstruktionszeichnungen ersetzt worden sind (Ausnahme: Olsberg, Steinen/Au und Wurmbach), zu abgeschlossenen Dokumentationen auszuweiten. Ein Schwerpunkt künftiger Arbeiten sollte im Bereich der Konventbauten liegen. Hier verschleiern Hinweise auf das allgemeine Bauschema der Zisterzienser, das bei den Sakralbauten ja auch nicht zu einer einheitlichen Bauweise geführt hat, nur zu häufig unsere eigentliche Unkenntnis und verwischen die historisch bedeutsamen Differenzierungen. Dies gilt nicht nur für die Gebäude, sondern in hohem Maße auch für die Ausstattung und die Versorgungseinrichtungen, es sei hier nur an die Heizungs- und Wasserversorgungsanlagen oder an die gerade bei diesem Orden eine große Rolle spielende Nutzung des Wassers in bezug auf Ver- und Entsorgung, Wasserkraft, Ernährung etc. (vgl.: Die Wasserversorgung im Mittelalter [Mainz 1991] bes. 185–226) erinnert. Abschließend sei angemerkt, daß es genauso wie die Untersuchung zu den Gebäuden lohnt, die von der Archäologie zur Verfügung gestellten Quellen nach dem Leben innerhalb der Gebäude zu befragen. Damit ist nicht nur eine Aufarbeitung des Fundgutes, sondern auch die Auswertung des anthropologischen Materials angemahnt.

Zur außergewöhnlich umsichtigen und sorgfältigen Redaktion der sehr gut ausgestatteten Bände ist nur Positives zu berichten, wenn sich – als Detail am Rande – Rez. auch gelegentlich einige Fotos in größerem Format gewünscht hätte. Ungewohnt ist allerdings, daß bei Grabungsfotos häufig ein Maßstab fehlt.

Den Autoren, in besonderem Maße aber Prof. Dr. SENNHAUSER, ist für dieses grundlegende Werk sehr zu danken.

*Anschrift des Verfassers*

Dr. RALPH RÖBER, Archäologisches Landesmuseum  
Benediktinerplatz 5  
78467 Konstanz-Petershausen



Am 04. Dezember 1892 wurde in Pommern Dr. Kurt Gerhardt im Alter von 80 Jahren geboren. Kurt Gerhardt wurde am 27. August 1912 in Meseritz (damalige Provinz Posen) geboren. Er stammte aus einer Bauernfamilie. Seine Schulzeit verbrachte er in Frankfurt/Oder bis zum Abiturreigen, da er von Stettin nach Berlin wanderte. Ab Herbst 1932 begann er in Berlin mit dem Studium der Malerei. Während des Wechsels zur Universität Greifswald wandte er sich dem Studienfach Kunstgeschichte zu. Als promovierter Student an die Universität Berlin zurückgekehrt, legte er im Februar 1937 sein Doktorat ab. Das Thema seiner Dissertation lautete „Zur Frage Hochkulturs und Vorkulturs“. Sein Doktorvater an der Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte war Prof. Dr. Eugen Fischer. Neben dem Hauptfach Anthropologie studierte Kurt Gerhardt: Vergleichende und Archäologie.

Von Mai 1938 bis zum Ende des Krieges war er sachverständiger Assistent im Auftrage der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Institutes in Frankfurt/Main. Mit Unterstützung von der Deutschen Forschungsgemeinschaft hatte er die Aufgabe, nach modernen wissenschaftlichen Kriterien aus anthropologische Material aus vorgeschichtlicher Zeit zu erheben. Am August 1944 war Kurt Gerhardt für mehr als ein Jahr Soldat. Als Regimentsarzt war er während des Krieges in Ostpreußen gefangen genommen und